

„Land an der Memel“

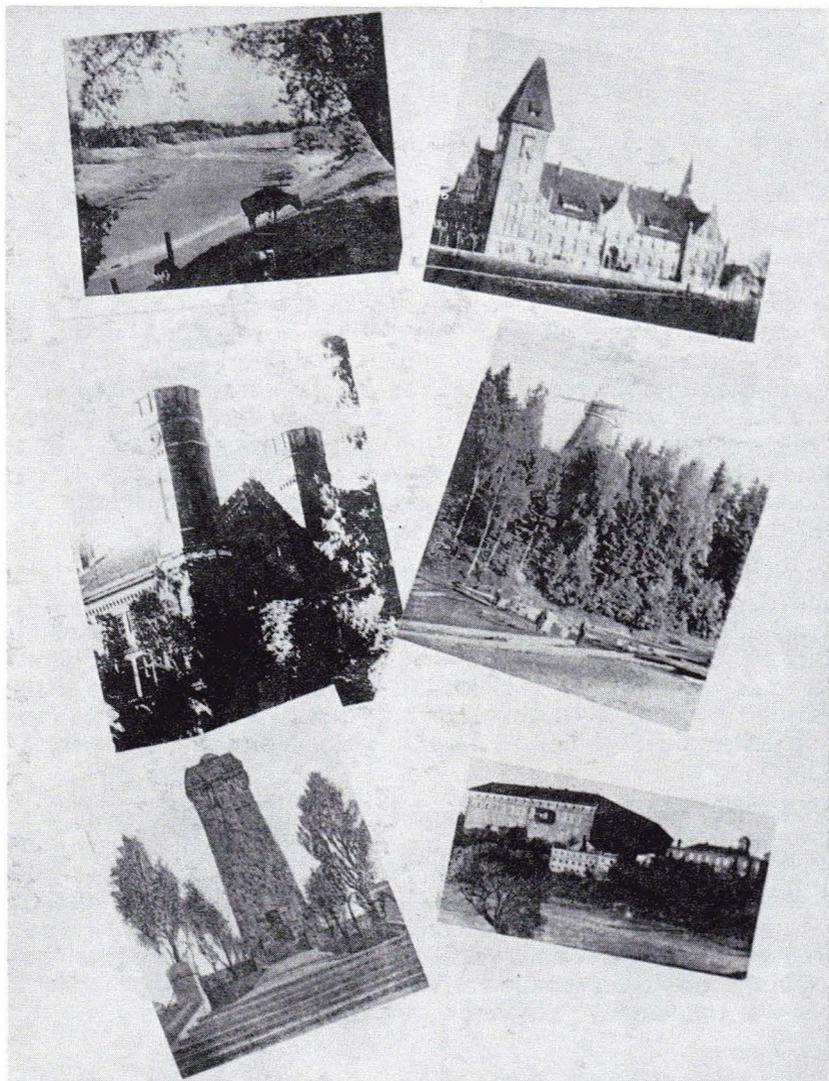
Heimatrundbrief
für den Kreis
Tilsit-Ragnit

herausgegeben von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit e. V.
mit Unterstützung des Patenkreises Plön sowie der Paten-
städte Preetz, Plön, Lütjenburg und der Patengemeinden
Flintbek, Heikendorf, Schönberg

10. Jahrgang

— Pfingsten 1976 —

Nr. 18



Markante Motive aus unserem Heimatkreis



Christa Palfner/Kauschen

Christa Palfner, geb. 3. 10. 1907 in Meseritz, wurde auf ihren Beruf und ihre Berufung in der Hausfrauenschule Metgethen vorbereitet. Mit ihrer Heirat 1926 kam sie in die ihr bekannten landwirtschaftlichen Verhältnisse des Gutes Kauschen, das ihr Mann Alfred Palfner aus Klohnen im gleichen Jahr vom „Ohm Kolbach“ gekauft hatte. Nach einem Abverkauf hatte dieses Gut eine Größe von 200 ha und wurde von den Eheleuten beispielhaft bewirtschaftet, wobei beide Eheleute in verschiedenen

Ehrenämtern in der Landwirtschaft und für die Landwirtschaft in unserer Heimat hervorgetreten sind.

Aus der Verbundenheit mit den 10 Familien des Gutsbetriebes wurde Frau Palfner in ihrer Einstellung bekannt zu helfen, zu raten, sich zu verwenden und einzusetzen, und konnte so auch dafür gewonnen werden, sich für die Landfrauen einzusetzen und hat hier lange Jahre uneigennützig gewirkt und im ganzen Kreis gestaltet und geholfen. Von ihrer Schwester Frau Preugschas-Rucken war schon 1928 der landwirtschaftliche Hausfrauenverein in Kraupischken ins Leben gerufen, den Frau Palfner dann geleitet hat.

Der Krieg und die Vertreibung haben auch ihr hart mitgespielt, und der Anfang, nachdem die Familie wieder zusammengefunden hatte, war sehr schwer. Wir haben Christa Palfner sehr zu danken, daß sie ihre Grundeinstellung zu helfen und für andere da zu sein in ihrer neuen Heimstatt in Warendorf wieder so sichtbar und so anerkannt aufgenommen hat. Über Jahrzehnte hinweg leitet sie dort den Frauenkreis der Vertriebenenorganisation.

Die Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit hat Frau Palfner aber in ganz besonderem Maße ihre Arbeit um das Heimatbuch: „Das Kirchspiel Kraupischken-Breitenstein“ 1. und 2. Teil zu danken. Mit Unterstützung ihres Mannes hat Frau Palfner hier unermüdlich für uns alle eine Heimatgeschichte zusammengestellt, die das große Kirchspiel bis in das Detail und von seinen ersten geschichtlichen Anfängen bis zur Vertreibung schildert und festhält, was war und was wir nie vergessen sollen.

Zum Aufbau einer heimatlichen Ausstellung stiftete Frau Palfner der Kreisgemeinschaft eine Vase aus der Herstellung der kaiserlichen Majolika-Fabrik in Cadinen.

In ihrem Eigenheim in Warendorf haben die Eheleute Palfner heute das Glück, die Familien ihrer Söhne Werner und Hans-Martin und damit ihre Enkelkinder in erreichbarer Nähe zu haben.

Matthias Hofer

Bekenntnis

Ich stieg, mein Volk, aus Dir wie Halm aus Acker steigt,
Du hast Dich, Heimat, mir wie Mutter hold geneigt.
Ich ward, und sieh, Dein Hauch belebte meinen Geist,
Ich wuchs in Deiner Hut, von Deiner Hand gespeist.
Ich durfte dienen Dir, wie Biene dient dem Schwarm,
Das macht mich reich und stolz, – vertrieben noch und arm.

Wie hab ich mich gesehnt, als Du noch frei von Ketten,
Heimat, in Deinem Schoß zur Ruhe mich zu betten!
Nun muß ich fern von Dir und meinen Vätern sterben –,
O laß mich, Herr, ein Grab in deutscher Erde erben,
Und laß ein Lied von mir in unserer Jugend leben,
Hab meine Hülle ich Dir längst zurückgegeben!

Agnes Miegel

Bundestreffen der Ostpreußen Pfingsten in Köln

Garnisonort der ersten Husarenschwadron der preußischen Armee wurde Ragnit. Auch der spätere Husarengeneral von Zieten war 4 Jahre lang in Ragnit in Garnison.

Die Verlegung der ersten Husarentruppe nach Ragnit hing mit der Stadtwerdung des Ortes 1722 zusammen. Nachdem in den „Pestjahren von 1708–1710“ das nördliche Ostpreußen fast zu

einer menschenleeren Wüste geworden war, sollte nach dem Willen des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. „neues Leben aus den Ruinen“ erwachsen.

Im Laufe des Jahres 1721 erhielt der zum Generalleutnant beförderte Chef des Tilsiter Dragonerregiments, von Wuthenau, den Befehl, 30 Husaren als Stamm eines neu zu gründenden Husarenregiments anzuwerben. Das Kommando über die neue Truppe erhielt Major Schmidt. Als Garnison der Husaren wurde Ragnit bestimmt. Im folgenden Jahr, dem Jahr der Erhebung des bisherigen Marktfleckens zur Stadt, war das Ragniter Detachement bereits 2 Kompanien stark. Es verblieb auch weiterhin befehlsmäßig dem in Tilsit stationierten Chef des Dragonerregiments unterstellt.

Die Stadt Ragnit kann sich daher der Ehre rühmen, im Jahrzehnt von 1721–1730 die ersten Husaren der preußischen Armee beherbergt zu haben. Erst 1730 kam es zur Errichtung einer 2. Husarentruppe in Preußen mit Standort Potsdam.

In Ragnit wurde 1726 der später so berühmt gewordene Joachim Hans von Zieten als Husarenleutnant eingestellt. 1729 zum Premierleutnant befördert, geriet Zieten bald darauf mit seinem Ragniter Kompaniechef in Konflikt, der sogar zu einem in Ragnit ausgetragenen Säbelduell führte. Der darüber zu Recht höchst erzürnte König ließ Zieten auf die Festung Spandau bringen. Auf mehrere Eingaben von Zietens Vater entschied der König, „daß der gewesene Leutnant von Zieten soweit Pardon haben soll, daß er aus dem Stockhaus herauskommt und ihm eine Stube in der Festung gegeben werden soll“. Nach sechsmonatiger Festungshaft ließ der König „Gnade für Recht“ ergehen und stellte den „kassierten Premierleutnant“ von Zieten wieder in die Armee ein unter gleichzeitiger Versetzung zu den Potsdamer Husaren.

Vier Jahre nach Zietens Fortgang von Ragnit erhielten 60 Mann der Ragniter Husaren zusammen mit einem gleichstarken Detachement der Potsdamer Husaren ein Sonderkommando zwecks Teilnahme an dem österreichischen Feldzug gegen Frankreich (1734–1736) im Rahmen des polnischen Erbfolgekrieges. Offenbar wollte der König die „Probe aufs Exempel“ machen, ob die neugeschaffene Husarentruppe sich im Kriegsfall bewähren würde. Zum Führer des Detachements wurde zur großen Freude aller Ragniter Teilnehmer der inzwischen zum Rittmeister ernannte Joachim Hans von Zieten ernannt. Einige kühne Reiterstückchen trugen dazu bei, daß die Husaren die ihnen gestellte Bewährungsprobe mit Auszeichnung bestanden. Nachdem es Zieten mit Hilfe seiner Husaren noch gelungen war, durch einen nächtlichen Handstreich zwei wichtige Rheinbrücken der Fran-

zosen zu zerstören, war der österreichische Oberbefehlshaber des Lobes voll über den kühnen Husarenführer und seine verwegene Truppe.

Von jetzt ab verlief die in Ragnit begonnene Laufbahn Zietens steil nach oben. Sie fand ihre Krönung im Siebenjährigen Krieg, in dem er als beliebter Husarengeneral und sehr erfolgreicher Heerführer erheblich dazu beitrug, den fast aussichtslosen Kampf gegen eine große Übermacht doch noch zu einem guten Ende zu führen.

Von den Heldentaten Zietens im Siebenjährigen Krieg kündete auch das nachfolgende Lied, das vor dem 1. Weltkrieg in allen ostpreußischen Volksschullesebüchern stand. Nachstehend bringen wir die 1. Strophe:

Vom Zieten aus dem Busch

„Joachim Hans von Zieten, Husarengeneral,
dem Feind die Stirne bieten, er täts wohl hundertmal.
Sie habens all' erfahren, wie er die Pelze wusch
mit seinen Leibhusaren, der Zieten aus dem Busch.“

Max Szameitat

Von uns wird nichts anderes verlangt, als daß wir als Demokraten für die Freiheit und als Patrioten für unser Vaterland Deutschland eintreten, nicht nur in Feierstunden, sondern im Alltag und gegenüber jedermann. Deutschland ist nicht Vergangenheit, wohin es viele wünschen, sondern hat Zukunft, doch müssen wir diese erst noch gewinnen.

Dr. Herbert Hupka (MdB), anläßlich der Eröffnung des Kongresses „Verantwortung für Deutschland“, Bad Godesberg, am 11. Oktober 1975.

Liebe Tilsit-Ragniter,

anläßlich des großen pfingstlichen Bundestreffens der Landsmannschaft Ostpreußen in Köln entbieten wir Ihnen auf diesem Wege die besten Grüße des Kreisausschusses unserer Kreisgemeinschaft, zugleich getragen von dem Wunsch einer recht starken Beteiligung. Wir rufen Sie alle zu einmütiger Geschlossenheit auf und bitten die Gelegenheit zur Teilnahme an dieser Großveranstaltung aller Ostpreußen mit der eindrucksvollen Kundgebung und der sich daran anschließenden Wiederbegegnung mit Verwandten, Nachbarn und Freunden zu nutzen.

Hinsichtlich der für dieses Jahr weiter vorgesehenen Kreis- und Patenschaftstreffen verweisen wir auf die an anderer Stelle gebrachten Hinweise.

In der vorliegenden Form geht nun dieser pfingstliche Heimatrundbrief bereits zum achtzehnten Male in stetig wachsender Auflage an unsere Leser heraus und die häufigen Zuschriften beweisen, daß „Land an der Memel“ eine gute und starke Resonanz gefunden hat.

Insbesondere freuen wir uns darüber, daß der Appell, uns geeignet erscheinende Kurzbeiträge aus unserem Heimatkreis zur Verfügung zu stellen, nicht ganz ungehört geblieben ist. Wir haben deshalb denjenigen Landsleuten – die uns erstmalig durch allgemein-interessierende Beiträge unterstützten –, besonderen Dank zu sagen und wiederholen bei dieser Gelegenheit den ermunternden Aufruf an alle anderen, die auch zur Feder greifen sollten, uns erinnernde Darstellungen, Erlebnisse, biographische Skizzen markanter Persönlichkeiten, Anekdoten oder Kurzabhandlungen über Sitten und Gebräuche aufzuzeichnen und einzusenden, die wir gerne redaktionell überarbeiten und veröffentlichen wollen. Auch die Einsendung entsprechender Fotos wäre sehr erwünscht. Die Aufzeichnung von uns alle interessierenden – mitunter recht aufschlußreichen – Erinnerungsberichten, insbesondere durch Wissensträger der älteren Generation, könnten recht wertvoll sein und würden mit dazu beitragen, weitere Anregungen für landeskundliche Beiträge aus unserem engeren Heimatbereich zu erhalten.

Darüber hinaus ist es uns ein Bedürfnis, all' denen in herzlicher Weise für die bewiesene Spendenbereitschaft zu danken. Durch Ihr Scherflein, liebe Landsleute, haben Sie dazu beigetragen, daß wir auch weiterhin aktionsfähig bleiben, um die gestellten schwerpunktmäßigen Aufgaben – denen wir uns nicht entziehen wollen – in nächster Zeit zu erfüllen.

Dazu gehören insbesondere die intensiven Bemühungen um die Sammlung von Erinnerungsstücken für die Einrichtung einer Heimatstube im Plöner Heimatmuseum sowie die laufende anschriftenmäßige Ergänzung aller Tilsit-Ragner Landsleute in der Heimatkreiskartei. Dadurch ist dann wiederum auch gewährleistet, künftig allen ehemaligen Kreisbewohnern den Heimatrundbrief zuzustellen. Diese Arbeiten erfordern Zeit und Kraft; darüber hinaus sind sie mit Kosten verbunden. Diese finanzielle Belastung können wir weder aus eigenen Mitteln noch mit Hilfe der beteiligten Patenschaftsträger aufbringen.

Wer also von Ihnen es bisher verabsäumt hat, unser heimatpolitisches Anliegen durch ein angemessenes Spendenopfer zu fördern und gleichzeitig damit auch den kostenlosen Bezug von „Land an der Memel“ zu honorieren, ist nunmehr dazu aufgerufen, das Versäumte nachzuholen. Für jede noch so kleine Spende sind wir dankbar.

Einzahlungen und Überweisungen werden nach wie vor auf das Spendensonderkonto Nr. 31 005 der Kreissparkasse Lüneburg, zugunsten der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit erbeten.

Liebe Landsleute, lassen Sie uns dieses Grußwort mit einem Wort Friedrich Christoph Oetingers (1702–1782) beschließen:

Gib mir die Gelassenheit,
Dinge hinzunehmen,
die ich nicht ändern kann;
gib mir den Mut,
Dinge zu ändern,
die ich ändern kann,
und gib mir die Weisheit,
das eine vom andern
zu unterscheiden.

Ihnen allen in nah und fern ein frohes Pfingstfest, verbunden mit allen guten Wünschen,

Ihre

KREISGEMEINSCHAFT TILSIT-RAGNIT

M. Hofer
Kreisvertreter

W. v. Sperber
Stellvertreter

G. Jürgens
Geschäftsführer

Das Wort zu Pfingsten

Jesaja 54,10

Dieses Wort, das Gott zu uns spricht, soll uns gerade in unserer Welt und in unserer Zeit aufrichten und uns Trost geben und Hoffnung spenden. Wir brauchen das doch alle. Gerade wir Heimatvertriebenen, wenn wir zurückdenken an das, was wir verloren haben und was wir mit unserem Herzen besonders geliebt haben. Es war schon etwas Schönes, wenn wir am Pfingsttag die Türen unserer Häuser mit Grün schmückten, weil nämlich dadurch zum Ausdruck kam, daß hier das Leben, das uns durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten zu Ostern gegeben ist, am Pfingsttag uns besonders angeht. Denn Pfingsten ist das Fest des Heiligen Geistes. Und eben das, was wir vielleicht oft leicht vergessen, wenn wir trauern um das Verlorene und uns zufriedengeben mit dem, was wir erreicht haben. Pfingsten soll nämlich daran erinnern, daß über allem Irdischen und über allem Weltlichen und über allem, was der Mensch getan hat, tut und noch tun wird, eine andere Welt ist, die von dem nicht berührt wird. Es ist bezeichnet eben mit der Gnade, mit dem Frieden. Die Gnade besagt uns, daß wir etwas von Gott empfangen. Den Bund des Friedens haben nicht wir mit Gott geschlossen, son-

dern Gott hat ihn mit uns geschlossen in dem Kreuz Jesu Christi. Und erinnern wir uns doch daran, daß in allen unseren Kirchen unserer ostpreußischen Heimat das Kreuz Christi mit dem Gekreuzigten unsere Blicke auf sich zog. Wir wissen, was es heißt, daß der gekreuzigte Christus das Leid der ganzen Welt und darum auch unser Leid getragen hat. Aber eben an dieser Stelle setzt die Pfingstbotschaft ein. Sie besagt, daß wir heute auch immer in Verbindung mit diesem gekreuzigten Christus sind, daß wir uns in diesem gekreuzigten Christus selbst wiederfinden und in der Verbindung mit ihm das haben, was hier Gottes Wort uns sagt: die Gnade und den Bund des Friedens.

Liebe Landsleute, wollen wir nicht, gerade in dieser Zeit, uns einmal in aller Stille daran erinnern und wollen wir uns nicht dessen getrösten, daß diese Pfingstbotschaft alle Welt betrifft und daß darum diese Pfingstbotschaft gerade uns gilt. Wir werden so hineingenommen in das Ewige, das Gott uns bereitet hat und werden unabhängig von allem, was wir als möglich erachten und woran vielleicht auch unsere Hoffnungen hängen, darüber hinaus dieses Ewige zu erfassen. Gott will uns durch die Kraft des Heiligen Geistes die Ohren und unser Herz dafür öffnen, daß wir diese herrliche Botschaft niemals vergessen.

Ich wünsche Euch allen ein frohes und gesegnetes Pfingstfest.

Euer

Pfarrer Dr. Jordahn

letzter Pfarrer von Schillen

Liebe Ragniter!

Wieder ist es soweit, daß Ihr Heimatrundbrief „Land an der Memel“ an Sie herausgeht und die Stadt Preetz möchte nicht versäumen, Ihnen ein frohes Pfingstfest und einen schönen, erholsamen Sommer zu wünschen.

Das Heimattreffen in Preetz soll diesmal am 5. September 1976 durchgeführt werden. Wir alle heißen Sie hierzu herzlich willkommen und hoffen, daß Sie wie bisher schöne Tage bei uns verleben, viele alte Freundschaften auffrischen und dabei das Leben und die Arbeit in der alten Heimat in Gedanken neu erstehen lassen. Vielleicht werden auch neue Freundschaften gegründet, und da das Wissen voneinander immer ein guter Ausgangspunkt ist, möchte ich Ihnen einen kurzen Abriss über die Geschichte unserer Stadt beifügen.

Die Stadt Preetz wurde schon in alten Urkunden um die Mitte des 12. Jahrhunderts als Kirchort erwähnt. Im Jahre 1226 wurde der Ort dem in der Nähe gegründeten Nonnenkloster des Bene-

diktinerordens geschenkt und stand 650 Jahre in der Verwaltung und Rechtspflege der klösterlichen Obrigkeit. Preetz entwickelte sich allmählich zu einem Flecken (um 1800 etwa 2800 Einwohner) und erhielt am 17. Mai 1870 das Stadtrecht verliehen.

In Preetz blühte über Jahrhunderte das Schuhmacherhandwerk und machte die Stadt als „Schusterstadt“ weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt. Noch 1850 arbeiteten in Preetz 160 selbständige Schuhmachermeister mit vielen Gesellen. Als das Schustergewerbe durch die Konkurrenz der Schuhindustrie einging, wurde Preetz zur „Schlachterstadt“. Mehrere Fleischfabriken sorgten mit guten Fleisch- und Wurstwaren dafür, daß der Name Preetz wieder in ganz Deutschland bekannt wurde. Der Volksmund hat deshalb folgenden Spruch geprägt:

„In Preetz da is een Kloster, all Eck da wohnt een Schoster.
Hüt sünd se bedachter, all näslang wohnt een Schlachter.“

Heute ist Preetz eine aufstrebende, lebendige und arbeitsfreudige Stadt mit einem vielfältigen Gewerbe. Neben einer großen Fleischfabrik gibt es eine Likör-, eine Konserven- und eine Malzfabrik, die ihre Erzeugnisse in der ganzen Bundesrepublik vertreiben.

Preetz hat heute rd. 15 600 Einwohner und ist das Zentrum eines Nahbereichs mit rd. 27 000 Einwohnern auf einer Fläche von 251 qkm.

Als Mittelpunkt des Kreises Plön hat Preetz sich in den letzten 20 Jahren zu einem schulischen Zentrum entwickelt. Neben zwei mehrzügigen Grund- und Hauptschulen, einer 16klassigen Grundschule und einer voll ausgebauten Sonderschule sowie einer Sprachheilgrundschule stehen als weiterführende Schulen eine 4zügige Realschule, ein Fachgymnasium und ein Gymnasium zur Verfügung. Ergänzt wird dies vielfältige Bildungssystem durch berufsbildende Lehranstalten für den Kreis Plön und eine Landwirtschaftsschule. Diese Bildungsmöglichkeiten werden noch durch die in viele Lebensbereiche hineinwirkende Volkshochschule und durch ein reichhaltiges Bücherangebot der Stadtbücherei erweitert.

In Preetz stehen als soziale Einrichtungen das moderne Kreis-Krankenhaus, 2 Altersheime, eine Erziehungs- und Lebensberatungsstelle, ein Zentrum für das behinderte Kind sowie Jugendheim und drei Kindergärten und eine Sozialstation der Kirche zur Verfügung.

Neben den vereinseigenen Sportplätzen hat die Stadt Preetz eine Vielzahl von Einrichtungen, die der sportlichen Betätigung dienen. Hierzu gehören Sport- und Turnhallen, ein Sportzentrum mit einer zusätzlichen Anlage für den Schießsport, Freibäder,

eine Tennis- und Reithalle sowie Minigolfanlagen und Robinsonspielplätze.

Durch die herrliche landschaftliche Lage und das große Freizeitangebot hat sich Preetz auch dem Fremdenverkehr erschlossen und sich zu einem bedeutenden Erholungs- und Urlaubsort der Holsteinischen Schweiz entwickelt.

Abschließend sei noch auf die verkehrsgünstige Lage der Stadt Preetz hingewiesen. Preetz liegt an der Bahnlinie Kiel – Lübeck sowie an der Bundesstraße 76. Die Bundesstraßen 404 und 202 sind durch gut ausgebaute Zubringer in wenigen Minuten zu erreichen, so daß man auch eng an die skandinavischen Fährverbindungen angeschlossen ist.

In der Hoffnung, daß diese kurz gefaßte Darstellung der Geschichte und der Entwicklung Ihrer Patenstadt das Verständnis untereinander fördern wird, verbleiben wir in der Hoffnung auf ein gesundes und frohes Wiedersehen in unserer kleinen Stadt.

Ihr

Hans-Dietrich Girnus
Bürgervorsteher

Ihr

Bendix Hermann
Bürgermeister



Preetz, Stadtkirche und Kirchsee

Schönberg freut sich auf seine Patenkinder!

Mit dem zu Pfingsten erscheinenden Heimatrundbrief „Land an der Memel“ grüßen wir unsere Patenkinder aus der Gemeinde Trappen und dem Kirchspiel und laden alle recht herzlich zum Patenschaftstreffen am 11. und 12. September 1976 in die Patengemeinde ein.



Sonnenuntergang am Schönberger Strand

Liebe Trappener Freunde!

Viele von Ihnen sind schon oft unsere Gäste gewesen und trotzdem möchten wir Ihnen einen kurzen Bericht über Ihre Patengemeinde senden.

Schönberg, der Name ist rein deutschen Ursprungs und hieß früher Sconeberg. Schönberg entstand um 1250. Bis ins 20. Jahrhundert war Schönberg von der Landwirtschaft geprägt. Erst danach entstanden in Schönberg kleine und mittlere Gewerbebetriebe. Schönbergs Gemarkung hat eine Größe von ca. 12 qkm. Schönbergs Wahrzeichen ist die Kirche, dessen Turm schon von weitem zu sehen ist. Sie ist im gotischen Stil um 1259 entstanden. Im Jahre 1779 brannte sie restlos nieder und wurde dann an der selben Stelle wieder aufgebaut.

Schönberg ist Mittelpunkt der Probstei, umringt von 20 Dörfern. Die Größe der Probstei beträgt 100 qkm. Schönberg hat zur Zeit 4050 Einwohner.

Von Schönberg kommt man über Neuschönberg zum Schönberger Strand. Kennzeichnend für den Schönberger Strand sind die alten Fischerhäuser. Aber auch hier hat die Entwicklung nicht Halt gemacht. Alte Häuser und Hotels werden abgebrochen und durch moderne Wohnblocks und Appartements ersetzt. Am Schönberger Strand gibt es nur noch wenige Einheimische, die ihren Lebensunterhalt durch Fischfang verdienen. Ihnen im Sommer bei der Arbeit zuzusehen ist eine besondere Attraktion für die vielen Gäste.

Vom Schönberger Strand kommt man nach Kalifornien über den „Korshagener Redder“. Diese Straße ist die neueste Verbindung zwischen diesen beiden Ortsteilen. Die Kosten hierfür betragen insgesamt 4,5 Mio. DM. Da der Boden moorig ist und stellenweise bis zu 18 m tief ausgespült werden mußte, entstanden so hohe Kosten.

Kalifornien, bestehend aus den Ortsteilen Brasilien und Panstede, gehört genau wie der Schönberger Strand und Neuschönberg zur Gemeinde Schönberg. Der Strand der Gemeinde hat eine Länge von 7 km. 500 m landeinwärts hinter dem Ortsteil Kalifornien liegen auf der Fläche des früheren Hofes Holm das Feriencenter Holm sowie das Ostseesanatorium. Das Feriencenter wurde 1972 eingeweiht. Es besitzt ein Schwimmbad, ein Terrarium, Cafes, Restaurants, Sauna und Massageräume. Im Feriencenter stehen 2300 Betten zur Verfügung. Im Ostseesanatorium mit seinen 250 Betten werden Rehabilitationsmaßnahmen für Herz- und Kreislaufkrankungen durchgeführt. Feriencenter und Ostseesanatorium sind ganzjährig geöffnet. Das Bauernhaus des alten Hofes Holm ist zu Restaurant und Pension ausgebaut worden.

Die Gemeinde Schönberg, Mittelpunktsort der fruchtbaren Landschaft der Probstei, war früher überwiegend landwirtschaftlich orientiert. Während des Krieges und nach dem letzten Kriege wurden viele Ausgebombte aus Kiel und Heimatvertriebene, vor allem aus Ostpreußen und Pommern, in Schönberg sesshaft. Die damit verbundene Bautätigkeit ließ die Einwohnerzahl von 1800 im Jahre 1938 auf heute 4050 Einwohner ansteigen. Neue Baugebiete wurden erschlossen und die Straßen in und um Schönberg ausgebaut. Die gewerbliche Wirtschaft gewann für Schönberg an erheblicher Bedeutung, wozu insbesondere auch die Steigerung des Fremdenverkehrs erheblich beitrug. 1975 brachten über 44 000 Besucher ihren Urlaub in unserer Gemeinde. Schönberg hat sich in den letzten 20 Jahren vom großen

Bauerndorf zu einem ländlichen Zentralort mit kleinstädtischem Charakter entwickelt.

Zum Patenschaftstreffen am 11. und 12. 9. 1976 heißen wir Sie herzlich willkommen. Wir werden uns bemühen, Ihnen ein erlebnisreiches Wochenende zu vermitteln.

Mit herzlichen Grüßen

M u h s
Bürgervorsteher

S c h r ö d e r
Bürgermeister

Verlobung zu Pfingsten

Die Stube duftete wie eine Lauballee nach einem kräftigen Frühlingsregen. Unter jedem Deckenbalken lugte frisches Birkengrün hervor. So war es üblich zu Pfingsten und die Anna hatte es auch so gehalten, obwohl sie zu diesem Pfingstfest ganz alleine war. Völlig allein. So allein wie wohl niemand sonst im Dorf. Und sie war sich dessen sehr stark bewußt.

Vater, Mutter, Schwester und Bruder waren weggefahren, einschließlich Tante Malchen, die sonst immer zu Hause blieb. Aber der Anlaß war auch ein recht gravierender. Der Bruno, Annas einziger Bruder, Tante Malchens auserkorener Liebhaber, verlobte sich. Und dabei durfte Tante Malchen einfach nicht fehlen!

Die Verlobungsfeier wurde bei der Braut ausgerichtet, und die Braut wohnte weit entfernt. Schon am Sonnabend waren sie alle gefahren, und erst Letztfeiertag, also am Dienstag, wollten sie wiederkommen. Das war eine entsetzlich lange Zeit, die Anna zum Alleinsein verurteilt war. Und sie empfand das als ganz furchtbar. Viel schlimmer als sie es sich vorgestellt hatte, war es, mit niemanden reden zu können. Nur Mohrchen, der Hofhund blieb ihr als Gefährte. Er durfte ständig bei ihr sein. Nicht einmal nachts band sie ihn an die Kette. Getreulich trollte er Schritt für Schritt mit ihr mit. Er ging mit zum Melken hinaus auf die Weide. Er kam mit zum Wasserholen an den Brunnen. Er sah beim Hühnerfüttern zu, aus ganz unmittelbarer Nähe; denn er erwies sich dessen so frei herumlaufend als absolut würdig. Nicht die kleinste Aggression hegte er gegenüber dem Federvieh aus dieser Position im Gegensatz zu sonst, wenn sich ein Huhn einmal in die Nähe seiner Hütte wagte, während er an der Kette angebunden dort lag.

Wenn die Anna zu tun hatte, ging es. Aber sonst fand sie es zum Heulen, so allein zu sein. Wie erstarrt wirkte alles in dem leeren Haus.

Die Anna war schon siebzehn, aber sie war in ihrem ganzen Leben noch nie so einsam gewesen.

Wie langweilig so ein Erstfeiertagsfrühstück sein konnte, wenn man allein davor saß! — Nicht einmal der schöne, dicke, zarte Fladen schmeckte ihr, trotz der starken Schicht Marmelade zwischen Teig und Streusel.

Und das ganze Unbehagen verdankte sie nur einer Kinderkrankheit, dem Ziegenpeter!

Kein Mensch bekam mit siebzehn Jahren Ziegenpeter soviel sie wußte, aber sie!

Nicht nur die verpatzten Pfingsten und den Verzicht auf die Verlobungsfeier auch noch viel Gespött hatte sie wegen jener, ihre Gesichtsform so negativ verändernder Krankheit, über sich ergehen lassen müssen. Sogar der sonst immer so korrekte Vater hatte sie gekränkt. Ein Nesthäkchen wird eben nur sehr langsam erwachsen, hatte er gesagt und dabei sehr belustigt gelacht. Das fand sie gar nicht nett von ihm, denn seit sie siebzehn war, fühlte sie sich schon sehr erwachsen. Ganz besonders „reif“ kam sie sich in dem neuen bunten Pfingstkleid vor mit dem engfallenden Bahnenrock. Richtig damenhaft fand sie sich darin. Aber auch die Freude daran war ihr jetzt vermiest, obwohl der Zeitpunkt, es anzuziehen, endlich gekommen war. Der ganze Chic des Kleides unterlag dem enormen Effekt, den das Wolltuch ausübt, das sie vom Kinn herauf gebunden über die Mumpsgeschwulst tragen mußte.

Anna ließ ihre Kaffeetasse halbausgetrunken stehen. Sie erhob sich mißgelaunt und räumte den Frühstückstisch ab. Dann ging sie hinaus und setzte sich unter den blühenden Kirschbaum in den Garten.

Mohrchen kam dazu, legte den Kopf in ihren Schoß und sah sie treuherzig an.

Ihre Hand strich ihm über das immer glänzende, kohlrabenschwarze Fell.

„Hier sitzen wir nun, Mohrchen, und die anderen feiern Verlobung! Ausgerechnet Verlobung!

Verlobung ist etwas, das ein ganz besonderes Flair hat. Etwas, das nicht so selbstverständlich wirkt. Deshalb mag ich Verlobungen so gern. Es wäre schon schön gewesen, dabei zu sein.“ Ein Gefühl tiefster Resignation bemächtigte sich ihrer.

„Nicht zur Verlobung und auch nicht einmal in die Kirche kann man mit dem Gesicht!“ murmelte Anna weiter. Der Hund leckte ihr wie zum Trost die Hände.

Anna streckte sich in dem hier schon recht hohen Gras jetzt lang hin. Der Anblick des blauen Himmels über der weißen Blütenpracht stimmte sie ein wenig versöhnlicher. Arbeit hatte

sie an diesem Tag nicht sonderlich viel. Zwei Kühe waren trächtig und standen bereits, so brauchte sie nur drei zu melken. Im Haus war alles sauber, weil niemand da war, der Unordnung machte. Folglich konnte sie ganz beruhigt ein wenig faulenzten. Das war auch das einzige Vergnügen, das sie sich für diese Pfingstfeiertage ausrechnete und das wollte sie auskosten. Sie schloß die Augen und gab sich Mühe an nichts zu denken. Müde war sie nicht. Sie hatte lange genug geschlafen. Aber so ein bißchen zu molschen tat trotzdem wohl. Nach kurzer Zeit jedoch spürte sie ein störendes Kribbeln im Gesicht. Sie glaubte, es sei ein Kriechtier und wehrte es ab, ohne die Augen zu öffnen. Als sich die Belästigung jedoch wiederholte, richtete sie sich ärgerlich auf. Da sah sie, daß das wiederholte Kribbeln nicht durch ein Insekt verursacht worden war, sondern von einem jungen Mann, dem Willi Schalnat.

„Du?“

„Hm hm!“

Die Anna lief puterrot an. Sie schämte sich unbeschreiblich, dem Willi mit diesem Gesicht gegenüberzustehen. Diese Reaktion wirkte sich zwar noch unvorteilhafter aus, aber die Anna konnte es nicht vermeiden.

Der Willi ließ sich bei ihr nieder.

„Ich wollt' mal nach dir sehen und dir schöne Feiertage wünschen“, sagte er.

„Das ist nett von dir, Willi – wirst wahrscheinlich auch der einzige sein, der das tut. Ich fühl mich ganz schön blöd so allein. Und nirgends kann man hin mit so einem Kopf.“

„Geht vorüber!“ antwortete der Willi schlicht.

„Fahrt ihr heute nicht zur Kirche?“ wollte die Anna jetzt wissen.

„Doch, unsere sind schon alle weg.“

„Und warum bist du nicht mit?“

„Ich dachte es ist dienlicher, dir Gesellschaft zu leisten.“

„Einen Kranken zu besuchen zeugt von Nächstenliebe. Da hast du in gewisser Weise recht.“

„So krank bist du nun auch wieder nicht“, sagte Willi darauf, als müsse er ihr klar machen, daß sein Kommen etwas anders begründet war.

„Trotzdem bist du gekommen!“

„Freut's dich?“

„Hm hm!“

Anna lächelte ihm zu. Dann folgte eine längere Gesprächspause. Willi spielte immer noch mit dem Grashalm, mit dem er Anna so hastig aus der Horizontalen in die Vertikale gebracht hatte.

Sie deutete jetzt darauf und fragte: „Hast du damit noch weitere Angriffe vor? – Vielleicht heute nachmittag?“

„Wenn du wieder schläfst – vielleicht“, antwortete Willi.

„Willst du denn nicht zum Festplatz?“

„Kann ich ja nicht!“

„Wieso nicht?“

„Wer soll denn auf dich aufpassen?“

Die Anna lachte. „Mohrchen!“ sagte sie schnell, aber ihre Verlegenheit war bei aller Schlagfertigkeit jetzt doch ganz unverkennbar.

Willi und sie waren viel zusammen, wie es unter Nachbarskindern auf dem Lande üblich ist. Die vier Jahre Altersunterschied hatten dabei nur zeitweilig eine Rolle gespielt. Im allgemeinen hatten sie immer Interesse füreinander aufgebracht. Und in letzter Zeit ganz besonders. Allerdings unter völlig neuem Aspekt. Es lag eine Spannung in ihren Beziehungen zueinander, die völlig neu war. Neu, aber erstaunlich faszinierend. Wenn sie z. B. einander berührten, dann war es, als löse das eine beiderseitige Verlegenheit aus. Und wenn sie einander ansahen, vergaßen sie manchmal ganz, was sie gerade hatten sagen wollen. Auch fiel ihnen das Auseinandergehen oft sehr schwer. Sie zögerten es meistens über Gebühr lange hinaus, sich zu trennen. An diesem Pfingstmorgen blieb Willi bis gegen Mittag bei der Anna, erst da ging er heim. Aber schon um die Kaffeezeit war er wieder bei ihr.

Mit Willi zusammen schmeckte der Anna auch der Streuseifladen. Und auch das neue Pfingstkleid zog sie jetzt an.

Willi hatte sie damit ein bewunderndes „Donnerwetter“ entlockt, trotz Mumpsgesicht und Osterhasentuch. Das machte sie glücklich. Und daß Willi auch noch fast den ganzen zweiten Feiertag bei ihr verbrachte, ließ sie geradezu krieselig werden vor Seligkeit. Sie war so erfüllt von ihrer Zweisamkeit, daß sie ihr Mumpsgesicht zeitweilig völlig vergaß.

Auch Letztfeiertag Vormittag kam Willi noch ein Weilchen herüber. Anna war sehr fröhlich, die Geschwulst war schon beträchtlich zurückgegangen. Sie lief bereits ohne Kopftuch herum. Willi indessen druckste ein wenig herum an diesem Morgen. Es kam Anna vor, als wolle er etwas sagen, das ihm nicht so recht über die Lippen wollte.

Sie war dabei die welkgewordenen Birkenäste von den Decken zu entfernen. Mit übertriebener Aufmerksamkeit sah er zu, wie sie Ast um Ast in die Mitte der Stube auf den Fußboden warf.

„Soll ich dir helfen?“ fragte er schließlich wie beiläufig.

„Wenn du willst!“

Anna warf den letzten Ast herunter. Dann beschäftigten sie sich beide damit den Berg Zweige zusammenzuraffen. Dabei ergab

es sich nahezu unwillkürlich, daß ihre Hände sich fanden und plötzlich hielt Willi die Anna in den Armen und ihre Lippen fanden sich in einem ersten, innigen Kuß.

Als sie sich endlich voneinander lösten, fragte Willi: „Würdest du mich heiraten, Anna?“

„Warum nicht!“ antwortete sie in der ihr eigenen Art.

„Du magst mich also doch?“

„Und wie, Willi!“

Annas Geständnis ließ keinen Zweifel offen.

Die Anna war ein überdurchschnittlich hübsches Mädchen. Willi hatte deshalb immer das Gefühl gehabt, er sei ihr nicht gut genug. Außerdem hatte ihre Schlagfertigkeit ihn hin und wieder ein wenig geschockt. Erst diese Pfingsttage, an denen die Anna so ungewöhnlich „zahn“ gewesen war, hatten ihm gezeigt, was für ein fügsames, liebes Menschenkind sie wirklich war. Diese Erkenntnis hatte ihm Mut gegeben zu der eben gestellten Frage. Nun war er glücklich – restlos glücklich. Im Überschwang seiner Gefühle hob er sie hoch und wirbelte sie ein paar Mal herum, so daß die welken Birkenzweige nur so durch die Stube flogen. Dann küßte er sie abermals. Und dieser Kuß ließ sie beide nahezu alles um sich herum vergessen. Sie hörten weder den Rasokatschen Wagen auf den Hof gefahren kommen, noch nahmen sie wahr, daß plötzlich alle in der Stube standen.

Als die Anna sich endlich umdrehte, sah sie vier verschmitzte Gesichter an der Tür. Lediglich Tante Malchen blickte leicht ent-rüstet.

„Kann man vielleicht mal erfahren, was das zu bedeuten hat?“ fragte sie etwas schroff.

„Das könnte ihr“, antwortete die Anna prompt, „der Willi und ich, wir haben uns soeben verlobt!“

„Scheint e augenblickliche Epidemie zu sein!“ meinte darauf das Tantchen, entfernte sich diskret und dachte darüber nach, wie ihr Sparbuch aussehen werde, nachdem auch diese Verlobung ihren offiziellen Rahmen gefunden hatte.

Diese Pfingsten hatten es in sich gehabt! – Das waren wirklich bemerkenswerte Feiertage.

Hannelore Patzelt-Hennig

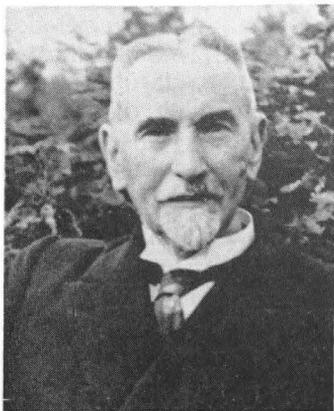
Noch einmal: Superintendent Struck

Die Kurzbiographie über Superintendent Struck in „Land an der Memel“, 9. Jahrgang, Nr. 17, Seite 16–18, schloß mit der Bitte, das Bild seines Lebens und Wirkens zu vervollständigen. Sie hatte Erfolg. Die Schwiegertochter Annemarie Struck aus Lüne-



Superintendentur in Ragnit

burg sandte uns ein 6seitiges Manuskript ihres verstorbenen Gemahls Dr. Martin Struck zu: Superintendent Struck in Heydekrug und in Ragnit. Es enthält einige kleine Ergänzungen zu dem Lebensbild unseres Superintendenten, so z. B. den Hinweis auf die niederdeutsche Herkunft der Familie, die dann über 350 Jahre in Ostpreußen ansässig gewesen ist.



Frau Struck fügte auch zwei Abbildungen bei: 1. ein Bild des Superintendenten und 2. eine Aufnahme der Ragniter Superintendentur, von der Kirchenstraße gesehen.

Superintendent Struck war verheiratet mit Elma Seydler (geb. 15. 6. 1855 in Morren, Kreis Heiligenbeil, gest. 15. 7. 1919 in Ragnit). Langjährige Hausdame war Margarete Rutkat, jetzt Friedrichstraße 7, 7744 Königsfeld.

Aus einer weiteren Bemerkung geht hervor, daß der Leichnam von Theodor Gustav Struck eingäschert und auf einem Friedhof

am Stadtrand von Kopenhagen beigesetzt wurde. Als die Angehörigen die Urne in den Westen überführen wollten, waren die Grabstätten aller Flüchtlinge und Soldaten dort eingeebnet.

Dr. Herbert Kirrinnis

„Fahrt nach Trakehnen“

Im Juli 1925 wurde mit ehemaligen Schülern der Landwirtschaftsschule in Ragnit ein dreitägiger Kursus durchgeführt, der das Wissen dieser „Ehemaligen“ auf den neuesten Stand bringen sollte; anschließend fand dann noch eine Besichtigungsfahrt zum Hauptgestüt Trakehnen statt, an der sich rd. 30 „Ehemalige“ und weitere Landwirte und Züchter des Trakehner Pferdes aus unserem Heimatkreis beteiligten.

In der Frühe eines schönen Sommertages und kurz vor der Roggenernte ging die Fahrt vom Bahnhof Ragnit unter der Leitung von unserem verehrten Direktor Dr. Emil Sinz (†) los. Auf dem Bahnhof in Trakehnen warteten schon zwei Leiterwagen auf uns, die uns zu dem 6 km entfernten Hauptgestüt fuhren. Dort wurden wir von mehreren Herren der Gestütsverwaltung empfangen, begrüßt und in Gruppen herumgeführt, wobei man uns alles erklärte.

Wir sahen dort vier englische Vollbluthengste, die zur Zucht und Blutlinienmischung angekauft waren; der bekannteste und berühmteste Hengst von ihnen wurde „Master Magpie XX“. Je vier Hengste in Einzelboxen in einem Stall hatten jeder für sich ihren „Hauptbeschäler-Paddock“, ihren Auslaufgarten.

Wir sahen auch den berühmten „Tempelhüter“, der 1905 in Trakehnen geboren, von 1909 bis 1915 beim Landgestüt in Braunschweig stand und dann von 1916–1932 als Hauptbeschäler in Trakehnen seine weithin berühmt gewordene Vererbung zeigte. Sein Denkmal stand vor dem Landstallmeisterhaus, wurde nach 1945 nach Moskau gebracht und vor kurzem ist in Verden/Aller ein Zweitguß von diesem „Tempelhüterstandbild“ aufgestellt worden.

In den Stallungen und auf den Weiden „Alter Hof“ beim Hauptgestüt war die Fuchsstutenherde mit ihren Fohlen untergebracht; von dort aus fuhren wir mit den Leiterwagen nach Bajohrgallen, wo eine gemischtfarbige Mutterstutenherde von 80 Tieren mit ihren Fohlen von berittenen Gestütern auf der Weide beaufsichtigt wurde.

Auf dem Vorwerk Kalkapin war es eine braune Herde Trakehner Mutterstuten und auf den Weiden in Gurdzen tummelten sich die Rappstuten mit ihren Fohlen.

Zuletzt waren wir auf dem Vorwerk Jonasthal, wo Trakehnerstuten schwereren Typs gehalten wurden. Dort stand bei unserem Besuch der berühmte Hengst und Hauptbeschäler „Dampfroß“, der 1916 in Stepponaten bei Ragnit geboren worden war, und dessen Züchter und erster Betreuer Herr Lauszus, 70 Jahre alt, mit uns nach Trakehnen gekommen war, um dieses Wiedersehen zu erleben. Dampfroß war sein schönstes Fuchsfohlen gewesen, und wir waren alle in diesem Augenblick sehr stolz auf diesen großartigen züchterischen Erfolg unseres heimatlichen bäuerlichen Nachbarn. In Jonasthal sahen wir auch einjährige und zweijährige Fohlen als Nachkommen von „Dampfroß“.

Das Hauptgestüt Trakehnen mit seinen 16 Vorwerken umfaßte ein Areal von über 6000 ha; davon standen 12 000 Morgen unter dem Pflug, 10 000 Morgen waren Dauergrünland, 2000 Morgen umfaßten bauliche Anlagen, Gärten, Gewässer und Wege und 800 Morgen Gehölze und Waldungen. Dort waren rd. 200 Personen im Gestüt und rd. 750 Deputanten und Freiarbeiter in der Landwirtschaft beschäftigt.

Für alle Teilnehmer an dieser Fahrt war es ein großes Erlebnis unter der erläuternden Führung von Dr. Sinz Trakehnen mit seinen Vorwerken kennenzulernen und die edlen ostpreußischen Pferde Trakehner Abstammung mit ihrem Elchschaufelbrand oder als Hauptregisterstuten mit der doppelten Elchschaufel am Hals bewundern zu können.



Hengst „Dampfroß“

Das geschichtliche Vermächtnis der Heimat unserer Trakehner wird im Ostpreußischen Jagdmuseum in Lüneburg bewahrt; bei der Führung dort erzählte der inzwischen verstorbene Forstmeister Hans Ludwig Loeffke, dessen Familie ja aus Löffkeshof in unserem Heimatkreis stammt, seinen vielen Zuhörern immer, daß Trakehnen auch schon im ersten Weltkrieg mit seinen Pferden und deren Betreuern auf die Flucht ging; auch schon viel früher ist Trakehnen in Kriegszeiten vor dem feindlichen Zugriff geräumt worden. Bis zu diesem letzten Weltkrieg sind die Trakehner Pferde dann immer wieder in ihre Pferdeheimat zurückgekehrt. Unser Heimatkreis war immer ein reinblütiger Körbezirk des edlen ostpreußischen Pferdes Trakehner Abstammung.

W. Schimkat

Grenzgemeinde Waldheide (Schillehnen a. d. Memel)

(Gaststätten, Wirte und Originale)

In Ergänzung des Berichts „Zwischen Memelstrom und Ostfluß (Szesuppe)“ im Heimatrundbrief – Weihnachten 1975 – ist nachzutragen, daß in der Gemeinde Waldheide, einer der nord-östlichsten Grenzgemeinden unseres früheren Reichsgebietes, neben der Gaststätte „Goerzig“ mit der recht gewichtigen Tochter, der „dicken Grete“, noch weitere drei Gaststätten bestanden, nämlich die Gastwirtschaften Fritz Gensch, der Steinleitnersche Krug von Fritz Heidemann und der Wilksche Krug von Hermann Faust.

Diesen ungewöhnlichen Gaststättensegen verdankte die nur 428 Einwohner zählende, auf dem Südufer des Memelstromes gelegene Gemeinde ihrer geographischen Lage. Stromaufwärts fahrende Schiffer hatten hier ihre letzte Anlegestelle auf deutschem Gebiet und Holzflößer aus Rußland und Litauen machten

Warnung und Bitte

Es ist verständlich, wenn der Wunsch besteht, diesen Heimatrundbrief unseren Landsleuten in die DDR zu senden. Tun Sie das bitte nicht! Sie gefährden Freunde und Verwandte, denn der Empfang von Heimatschriften ist im anderen Teil unseres Vaterlandes verboten, ebenfalls in allen Ostblockländern.

hier erste Rast in Deutschland. Der deutsche Dampferverkehr auf dem Memelstrom und die 1902 erbaute Kleinbahn von Tilsit aus hatten ihre Endstationen im gegenüberliegenden Grenzort Schmalleningken. Zwischen beiden Grenzorten bestand über den Memelstrom ständige Verbindung mittels einer Personen- und Wagenfähre. Alle, die beruflich mit dem Verkehr zu Wasser und zu Lande zu tun hatten, hielten bei kürzeren oder auch längeren Aufenthalten Einkehr in ihren Stamm-Gastwirtschaften. Vor dem 1. Weltkrieg bestand ein reger Reiseverkehr vom Reich aus nach Rußland und umgekehrt. Private Reisende und Geschäftsleute aus Ost und West kehrten hier zur letzten bzw. ersten Rast ein oder gar zu Geschäftsabschlüssen zusammen.

Nach dem 1. Weltkrieg war die Gemeinde Grenzort zu Litauen. Der Reiseverkehr ging erheblich zurück und beschränkte sich nun nur auf litauische Besucher. Dafür kam ein beachtlicher Durchgangsverkehr an deutschen Bewohnern aus der weiteren Umgebung hinzu, die den mit Litauen vereinbarten kleinen Grenzverkehr nutzten, um im nahen litauischen Grenzgebiet ohne Paßformalitäten bestimmte Waren in begrenztem Umfang, besonders Frischfleisch, fast zu Spottpreisen zollfrei einzuführen. Den Lebensmittelgeschäften war diese Einrichtung gar nicht recht willkommen. Der Ausgleich kam jedoch dadurch zustande, daß ein Teil der männlichen Grenzgänger aus Begeisterung über den preiswerten Einkauf in den örtlichen Gaststätten mehr als die vorerst erfreuliche Einsparung verkonsumierte.

Die Ausweitung auf vier Gaststätten in dem kleinen Grenzort ist in den letzten hundert Jahren vor dem 1. Weltkrieg eingetreten, da diese Ostgrenze in diesem Zeitraum die friedlichste ganz Europas war und sich das Bedürfnis hierfür aus den gutnachbarlichen, vielfältigen Beziehungen zum Nachbarstaat Rußland ergeben hat.

Von den Honoratioren des Ortes trafen sich fast regelmäßig der Revierförster der Försterei Wolfswinkel, Neubacher, und der Tierarzt Wagenbüchler zu einem gemeinsamen Umtrunk in einer der vier Gastwirtschaften. Bei den besonderen Eigenheiten und Temperamenten der beiden Herren ging die anfängliche Gemeinsamkeit nach einigen Runden mit Sicherheit immer in die Binsen und endete in einer anscheinenden Unversöhnlichkeit mit gegenseitigen Androhungen, wobei der Forstmann seinem Rivalen, dem Tierarzt, zusagte, ihm beim nächsten Zusammentreffen im Walde eine Schrotladung in die rückwärtige Körperpartie zu verabreichen. Diese anscheinende Unversöhnlichkeit war gewöhnlich nicht von langer Dauer, denn schon nach einigen Tagen saßen die beiden Kampfhähne wieder einträchtig beieinander bis gegensätzliche Meinungen erneut aufeinander prallten und

die fröhliche Runde für diesen Tag wie üblich endete, was jedoch ihrer tatsächlichen Freundschaft keinen Abbruch tat.

Der im eingangs erwähnten Bericht genannte Kalendermann Schillgalies beschränkte sich nicht nur auf das Hausieren mit seinen Kalendern. Mit einem sogenannten Bauchladen war er auf den Wochenmärkten der Umgebung und auf Jahrmärkten zu finden. Neben seiner geschäftlichen Betätigung machte er als Sympathisant der damaligen Sozialisten rege Propaganda für seine Partei. Vor einer Reichstagswahl vor dem 1. Weltkrieg erhielt er von einem Kandidaten seiner Partei den Auftrag, Propagandamaterial und Stimmzettel, die in blauen Umschlägen verpackt waren, in den ländlichen Gemeinden zu verteilen. Für die Erledigung dieses Auftrages wurde er auch mit einigem Zehrgeld ausgestattet, da diese Mission doch einige Wochen dauern sollte. Auf dieser Wanderung traf er eines Tages in einer Gastwirtschaft mit einem Propagandisten der Konservativen, seiner Gegenpartei, zusammen. Während der politischen Diskussion nahmen sich beide einen gehörig zur Brust, wobei Schillgalies dem guten Tropfen wohl mehr zugesprochen oder weniger vertragen hat und sich deshalb bei warmem Sommerwetter draußen zu einem Schläfchen niederlegte. Sein politischer Gegenspieler nahm diese Gelegenheit wahr, leerte den Kalenderkasten des Schläfers und packte sein eigenes Propagandamaterial in gleicher Menge, das in gleichen Umschlägen steckte, hinein. Schillgalies setzte nach der Ruhepause seine Wanderung fort und verteilte die ihm in seinen Kasten gelegten Kuckuckseier im guten Glauben, seiner Partei einen besonderen Dienst zu erweisen. Seine Freunde aber, die mit diesen merkwürdigen Wahlempfehlungen bedient wurden, wendeten sich an den auftraggebenden Kandidaten, der die sofortige Ablösung des Schillgalies veranlaßte. Diese kleine Unaufmerksamkeit mit fatalen Folgen genügt, die kaum begonnene politische Laufbahn unseres sonst recht beliebten Kalendermannes für immer zu beenden.

Willi Mauruschat

Keine illustrierte, keine Tageszeitung, keine Zeitschrift oder sonstige
Tagespresse, Nachrichtenpresse
kann einem Ostpreußen sein Heimatblatt,



Das Ostpreußenblatt

ersetzen. Jeder soll es lesen, heute erst recht; auch Du!
Wirb für den Bezug!

Bestellung beim Kreisvertreter, aber auch bei jedem Postamt.

Erscheint wöchentlich.

Preis monatlich 4,80 DM

Sommerabend zu Haus'

De Sonnche dugd sich hintre Scheun.
De Mutter schuusd des Karlche ein.
Der Vater kam vom Feld zurück.
Der Hofhund Moorche beld vor Glück.
Der Adebar klapperte laut.
Der Kater schlich zu seiner Braut.
Ein Froschkonzert erscholl vom Teich.
Ich hugd auf Omas Schoß so weich.
Der Opa las inne Georgine.
Und unsre alte Tante Trine
stimmd fröhlich an ein Abendlied,
was richtig durchs Gemüt so zieht.
Wir sangen mit und waren froh.
Ach, wär' es doch noch heute so! –

Hannelore Patzelt-Hennig

Die Geschichte des Rittergutes Sommerau im Kreis Tilsit-Ragnit

Das zwischen Ragnit und Szillen gelegene, etwa 2700 preußische Morgen große Rittergut Sommerau, war im Jahre 1734 als cadukes Lehen an die Krone gefallen und zum Domänenamt Sommerau konstituiert worden. Nach mehrfachem Pächterwechsel (Vater und Sohn Domhardt, Donalitus) kam es 1812 zusammen mit dem Vorwerk Usseinen zum Verkauf an den Rittmeister von Soden, nach dessen Tode es die verwitwete Landrätin Julie Sperber geb. Schlick aus Gerskullen im Jahre 1831 für ihren Sohn Benjamin Franz Eugen von Sperber erwarb. Dessen 1840 in Sommerau geborener Sohn Hermann von Sperber übernahm Sommerau und Usseinen 1882 und überschrieb es am 30. 10. 1897 für einen Taxwert von 115 000 Thalern seinem Sohn Erich von Sperber. Nach dessen Soldatentod am 2. 10. 1914 wurde seine Witwe Editha von Sperber Vorerbin vor seinem 1912 geborenen Sohn Wolf-Wendelin von Sperber, der nach zwischenzeitlicher Übernahme durch seinen 1941 gefallenen Bruder Erich letzter Besitzer von Sommerau bis zur Vertreibung im Januar 1945 war. Sein Sohn Klaus-Wendelin von Sperber wurde im Jahre 1943 als Hoferbe in sechster Sperbergeneration noch in Sommerau geboren.

Während Sommerau noch im 19. Jahrhundert das Bild einer wildreichen, aber wenig Ertrag bringenden Wald- und Sumpf-

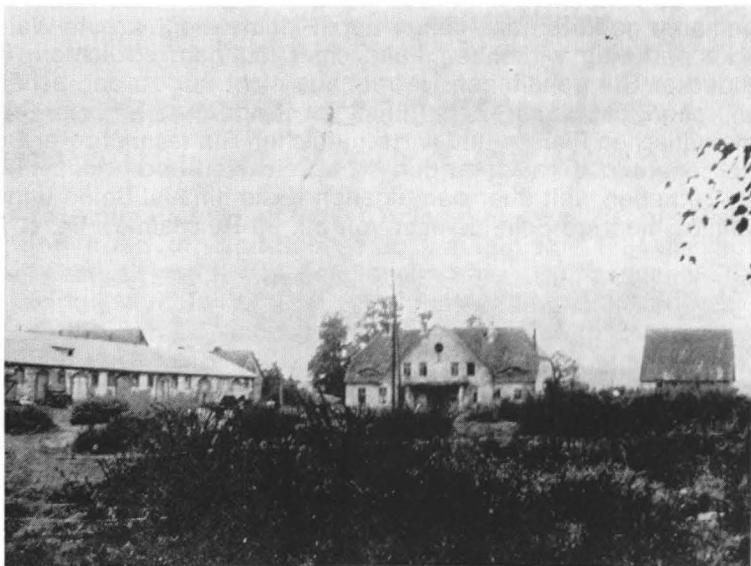
landschaft bot, änderte sich seine Struktur grundlegend nach der um die Jahrhundertwende durchgeführten Regulierung des Tilszeleflusses und der in den Jahren 1905—1912 für ca. 100 000 Mark durchgeführten Drainage von ca. 2000 Morgen. Der in den Jahren bis 1905 bei ca. 5000 Mark liegende Reinertrag stieg nach 1910 auf 20 000 Mark und betrug im Durchschnitt der Jahre 1935 bis 1939 45 000 Reichsmark. Im letzten Wirtschaftsjahr vor der Vertreibung erreichte er mit ca. 50 000 Reichsmark ziemlich genau den im Jahre 1962 zuerkannten DM-Betrag der Entschädigung im Lastenausgleich.

In Sommerau lebten und arbeiteten außer der Besitzerfamilie, einem verheirateten Oberinspektor und einem ledigen zweiten Beamten 24 Landarbeiterfamilien in 6 Vierfamilienhäusern, von denen das letzte im Jahre 1936 neu erbaut worden war. Die Kämmererfamilie Surau war bereits in der dritten Generation, mehrere andere Familien in der zweiten Generation auf dem Hof. Sommerau gehörte dank seiner durch kleine eingestreute Waldstücke parkartig wirkenden Landschaft mit dem schlichten, im Neudecker Stil gehaltenen Herrenhaus nicht nur zu den schönsten, sondern wegen der günstigen Bodenverhältnisse, des systematischen Fleißes und wirtschaftlichen Sinnes mehrerer Besitzergenerationen auch zu den ertragreichsten und krisenfestesten Betrieben weit über den eigenen Kreis hinaus. Seine ungewöhnlich niedrige Schuldenlast von ca. 90 Reichsmark/ha, d. h.



etwa einem Fünftel des Landesdurchschnittes, unterstreicht das eindrucksvoll.

Was nach der Vertreibung aus Sommerau geworden ist, zeigt ein im Jahre 1974 aufgenommenes und aus der hermetisch verschlossenen russisch besetzten Zone Ostpreußens auf abenteuerliche Weise in den Westen gelangtes Bild: Als nunmehr russische „Kommandantura“ ist dem Gutshaus der Küchenflügel vermutlich als Baumaterial abgenommen worden, während die meisten Fenster Bretter statt der Fensterscheiben aufweisen. Dafür wurde das Satteldach des Pferdestalles durch ein flaches Pappdach ersetzt. Der große, einstmals sauber gepflasterte Hof zeigt mannshohen Wildwuchs. Die schönen Linden-, Pappel- und Kastanienbäume auf dem Hof und im Garten sind verschwunden, die Windturbine, einst das weithin sichtbare Wahrzeichen von Sommerau, gibt es nicht mehr.



Gutshaus Sommerau 1974

Immerhin: Die Gebäude stehen noch und werden sogar notdürftig unterhalten. Um den hinterlassenen hohen Kulturstand wieder zu erreichen, wird es auch bei Einsatz moderner landwirtschaftlicher Möglichkeiten der harten Arbeit einer ganzen Generation bedürfen.

W.-Wendelin von Sperber

3. Dez. 1974 Nr. 145 (4105)

3 декабря 1974 г. № 145 [4105]

СОВЕТСК СЕГОДНЯ

С каждым годом растет и хорошеет наш город. Выросли новые микрорайоны, на многих улицах появились вновь возведенные красивые жилые дома. Улицы выглядят чисто и опрятно, в чем заслуга самих советчан, принимающих активное участие в благоустройстве города.

На снимке: на перекрестке улиц Ленина и Патницкого.

Фото В. Полякова.

Sovetsk heute

Mit jedem Jahr wächst und verschönert sich unsere Stadt. Es sind neue Mikrorajone (Kleinbezirke) entstanden, in vielen Strassen sind neuerrichtete, hübsche Wohnhäuser entstanden. Die Strassen sehen sauber und rein aus, das ist auf die Initiative (Aktivität) der Sovetsk-Bewohner zurückzuführen, bei der Gestaltung und Verschönerung ihrer Stadt selbst mitwirken. - Auf dieser Photographie: die Kreuzung der Lenin- und Patnitskaja-Strassen.

Ein Brief aus Tilsit vom 30. 1. 1976*

Sehr geehrte Frau und Herr . . .

. . . ja, ich kann es schon verstehen, daß viele Ansichten von der Stadt Ihnen fremd vorkommen; denn der Bau geht sehr vor und vieles hat sich verändert. Der Ausgang zur Luisenbrücke ist derselbe. Die Brücke selbst ist eine neue, die alte wurde ja zerstört. Das Gericht ist noch dasselbe.

. . . Vor zwei Jahren haben wir Blaubeeren gesucht. Bis Baumgärten fuhren wir mit dem Bus, dann im Wald zu Fuß. Das Sägewerk steht nicht mehr. Das Arbeiterhaus an der Straße steht noch, alles ist verändert, ist ja überall Kolchose, ebenso Lenkonischken. Soweit ich den Wald gesehen habe, ist er nirgends abgeholzt. Von Blausden steht nur ein kleiner Teil, das Haus von Sch. und zwei Ställe, wo jetzt die Schweinezucht vorgeht . . . Der Ordnung nach von früher und jetzt ist ein großer Unterschied. Die Leute in der Kolchose sind ja mit allem zufrieden, dagegen spielt das Stadtleben eine andere Rolle. Berneiten ist von Militär besetzt. Im Herbst 1975 fuhren wir mit dem Bus nach Waldschlößchen und weiter die Strecke nach Heinrichswalde, 3–4 km hinter Waldschlößchen stiegen wir aus und gingen dann quer durch den Wald und kamen bis zum Waldrand von Hegehof. Nur vom Waldrande kann man das Gut sehen, das Militär hat es besetzt . . .

. . . Der Bahnhof war nicht zerstört, ist nur erneuert. Die Zellstofffabrik steht noch, ist größer ausgebaut . . . Die Post ist dieselbe, Kirchen gibt es z. Z. keine, die nächste ist in Pogegen . . .

Unsere Salzburger Ahnen

Das Salzburger Land und der Pongau zwischen Dachstein und dem Steinernen Meer, von den Tauern bis zum Untersberg war die Heimat jener Salzburger, die in festem Glauben an ihren Herrn und Heiland, an Erlösung und Auferstehung 1731 und 1732 ihre Heimat verließen und nach Ostpreußen gingen und von denen hier die Rede sein soll.

Am Beginn des 16. Jahrhunderts – 1525/1526 – tobte auch im Salzburgischen Land der Bauernkrieg. Die Bauern und die Berg-

* Hier geben wir auszugsweise einige Sätze aus dem in die Bundesrepublik gelangten Brief einer Tilsit-Ragniterin, die jetzt in Tilsit wohnt und ihre Eindrücke schildert, wieder. Von dieser Landsmännin erhielten wir auch ein Exemplar der jetzt in Tilsit erscheinenden Zeitung mit dem Titel „Banner des Kommunismus“.

knappen verlangen eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse, aber auch schon die freie Religionsausübung. Die Lehre Luthers fand in den Gebirgsgauen des Erzstiftes bei der Bevölkerung zahlreiche Anhänger und breitete sich rasch aus.

Während des 30jährigen Krieges – 1618–1648 – verlangten im Pongau die Protestanten, ihnen das Abendmahl in Brot und Wein zu spenden; daraufhin drohte der Erzbischof damals den Abtrünnigen mit der Landesverweisung und mit der Verweigerung eines christlichen Begräbnisses. Die Hoffnung, es könnte gelingen, die Bevölkerung zur Rückkehr zum katholischen Glauben zu bewegen, erfüllte sich nicht.

Im Sommer 1727 wird Leopold Anton Freiherr von Firmian zum Erzbischof in Salzburg gewählt; als oberster Landesherr ist er gleichzeitig Fürstbischof und er will nur den Katholizismus dort als einzige Religion dulden; also weist er seinen Hofkanzler Rall an, seine Heiligkeit Papst Clemens XII. und den Kaiser in Wien über die Unbotmäßigkeiten der aufsässigen Untertanen in Kenntnis zu setzen. Die evangelischen Reichsstände, die beim Kaiser für die Salzburgerischen Glaubensbrüder intervenieren und die evangelischen Fürsten, die sich beim Salzburger Gesandten in Regensburg beschwerten, kommen zu spät. Der Kaiser hat auf Drängen des Fürstbischofs schon Truppen an die Salzburgerische Grenze verfügt. Im Sommer 1731 untersuchte noch eine Kommission des Erzstiftes im Pongau die Lage. Die Untertanen versicherten ihr, daß sie dem Fürsten die Treue halten wollten, aber sie lehnten einen Religionszwang entschieden ab.

Jetzt ließ der Fürstbischof in Salzburg die Bevölkerung durch eigene und die Truppen des Prinzen Eugen von Savoyen entwaffnen und erließ am 31. Oktober 1731 das unheilvolle Emigrationsedikt. Es enthielt die Bestimmung, daß besitzlose Lutheraner innerhalb von 8 Tagen, Haus- und Landbesitzer je nach Größe ihrer Begüterung in 2–3 Monaten das Land zu verlassen hatten oder dem Lutherischen Glauben abschwören mußten. Schon am 24. November 1731 begann unter Mitwirkung des Militärs die Austreibung; je rücksichtsloser Militär und Kirche gegen die altansässigen Familien vorgingen, desto mehr Familien schlossen sich der Emigration an, so daß in vielen Dörfern die bäuerlichen Hofstellen zum größten Teil ohne Besitzer zurückblieben.

Die Gewißheit dieser Menschen endlich auf dem rechten Glaubensweg zu sein, gab ihnen die Kraft alle Not und Gewissens-

pein, alle Mühsal auf dem langen Weg über Nürnberg nach Berlin und Stettin bis hin nach Königsberg und Gumbinnen zu überwinden.

Josef Schaitberger, ein Bergknappe aus Dürnberg, mußte schon viel früher (1686) mit 30 Familien auswandern und fand in Nürnberg ein Unterkommen. Von hier aus hat er mit Unterstützung evangelischer Kreise viele Schriften an die salzburgischen Glaubensbrüder gelangen lassen; sein Exulantenlied wurde in ganz Europa bekannt:

Ich bin ein armer Exulant, also tu ich mich schreiben;
Man weist mich aus dem Vaterland, um Gott's Wort zu vertreiben
Ketten und Bande meine Ehr, um Jesu willn zu dulden
und um die reine Glaubenslehr, und nicht aus mein'm
Verschulden.

Damals wurden die unmündigen Kinder der Exulanten noch unter den katholischen Bauernfamilien aufgeteilt. 1731/1732 verließen rd. 30 000 evangelische Salzburger die Heimat: rund 20 000 von ihnen machten sich auf den weiten Weg nach Berlin. Dort hatte König Friedrich Wilhelm I. von Preußen sich bereit erklärt, die Salzburger Emigranten aufzunehmen und ihnen die freie Religionsausübung zugesichert; ebenso hatte der König versprochen, die Forderungen der Salzburger an das Erzstift energisch zu vertreten. Der preußische Kommissar Goebel übernahm in Regensburg rd. 21 000 dieser Exulanten. 10 000 salzburgischer Emigranten nahmen ihren Weg nach Holland und Amerika, vereinzelt fanden sie auch Arbeit und Aufnahme unterwegs, so auch besonders in Württemberg.

In Ostpreußen hatte in den Jahren von 1708 bis 1711 die Pest furchtbar gewütet und gerade auch im Departement Gumbinnen wüste Höfe und ausgestorbene Dörfer zurückgelassen. Aus den nachfolgenden Jahren gab es Landkarten, in denen diese „wüsten Huben“ und Landstriche vermerkt waren. Wie schon französische Schweizer und Hugenotten, 300 Familien aus Nassau und 40 Familien aus der Pfalz, so konnte der Preußenkönig diese evangelischen Glaubensbrüder aus dem Salzburgerischen gut in seinem Retablissement Gumbinnen zum Ansatz bringen, denn dieser König war selbst davon überzeugt, daß die Salzburger Emigranten nicht Aufsässige und Rebellen waren, sondern nur von ihrem Glauben beseelte gläubige Christen und, so sie sich an das Land gewöhnen könnten, beste Siedlerfamilien.



Salzburger

Um dieses Werk der Zerstörung, das die Jahre der Pest in den nordöstlichen Teilen von Ostpreußen hinterlassen hatten, zu überwinden, hatte Friedrich Wilhelm der I. — der Soldatenkönig — gerade für die Bauern und deren wirtschaftliche Verhältnisse sehr viel getan. Damals gehörte fast der ganze Boden unserer Heimat zum unmittelbaren Besitz der Krone, denn die wüsten Höfe waren der Krone zugefallen. Den wohlhabenden Kolonisten, die ins Land kamen, wurde die Möglichkeit gegeben, kulmische Güter zu erwerben; damit traten sie in

die Klasse der unbedingt freien Leute ein. Aber die anderen angesiedelten Neubauern erhielten auch nicht mehr das alte, drückende Untertänigkeitsverhältnis zu den Domänenämtern, sondern erhielten ihre Stellen als einen erblichen Besitz mit der Einschränkung, daß sie davon entfernt werden konnten, wenn sie nicht ordentlich wirtschafteten und ihren Übernahmeverpflichtungen entsprachen. Bis hin zu der Ansetzung der Salzburger wurde das Scharwerk dann auf 2 Tage in den Sommermonaten und 1 Tag in den Wintermonaten je Woche abgebaut. Im Jahre 1723 schränkte der König den Gesindezwangsdienst der Bauernkinder auf 3 Jahre ein. Zu derselben Zeit hob der König das Loskaufgeld auf, das von einem Kölmer oder Freibauern zu zahlen war, der eine Bauerntochter von einer Domäne heiraten wollte. Wenig später wurde den bisher abhängigen Domänenbauern auch erlaubt, ihr Anwesen zu verkaufen, wenn sie einen der Domäne genehmen Käufer fanden.

Friedrich II., der Große, erließ schon am 23. 5. 1763 ein Edikt, wonach die Leibeigenschaft in königlichen und in adligen und in städtischen Eigentumsdörfern gänzlich abgeschafft werden sollte; infolgedessen verschwand der verhaßte Gesindezwangsdienst auf den Domänen mehr und mehr. Die Beseitigung des Scharwerks auf den Domänen wurde durch eine Kabinettsordre von König Friedrich Wilhelm III. vom 23. April 1799 eingeleitet, die vorsichtig einen Übergang bringen sollte, weil bisher die Domänen gar keine eigenen Gespanne und Geräte unterhielten, um ihren Boden zu bearbeiten und zu bestellen. 1806 waren dann die bestehenden Scharwerksdienste so gering, daß man feststellen konnte, daß das Werk der Dienstaufhebung auf den preußischen Domänen gelungen war. Zwischen dem erblichen Besitzrecht der Domänenbauern und dem frei verfügbaren Eigentum der Kölmer und Freigüter bestand damals aber immer noch ein Unterschied. Erst nach dem Tilsiter Frieden erließ die preußische Krone am 27. Juli 1908 eine Verordnung des den Immediatinsassen in den Domänen von Ostpreußen, Litauen und Westpreußen zu verleihenden Eigentumsrechtes an ihren Grundstücken. Danach war die Annahme des bäuerlichen Grundstückes als unbeschränktes Eigentum Zwang. Dieses Edikt war auf bäuerliche Wirte beschränkt, Kätner und Insten wurden des Eigentumsrechtes nicht teilhaftig. Das waren also in großen Zügen die rechtlichen, landwirtschaftlichen Verhältnisse zu der Zeit der Salzburger Emigration und folgend bis zu ihrer Ansetzung und weiter über den ersten Generationswechsel hinaus.

Von Gumbinnen aus wurden 765 salzburgische Emigrantenfamilien auf 241 Dörfer des Retablissemments verteilt. Natürlich konnten diese Familien nicht in kurzer Zeit auf Höfen angesetzt werden; es mußte teilweise erst Land neu gerodet und urbar gemacht werden, bevor das geschehen konnte. Aber diese Familien suchten sich auch selbst zu helfen, suchten sich selbst Höfe und Existenzen, zogen auch umher zu Verwandten und Freunden und warteten auf das große Los oder Wunder oder waren einfach von der Unrast des Heimwehs erfüllt. Es sollen auch einige Familien zurückgegangen sein und wieder zum Katholizismus. Das ist aber nicht registriert, weil sie sich möglichst unbemerkt

davongemacht haben könnten. Jedenfalls ging die Ansetzung keineswegs so reibungslos und auch die Entschädigung der bäuerlichen Familien und der Hausbesitzer für ihren im Salzburgerischen zurückgelassenen Besitz fiel nicht den Erwartungen entsprechend aus, weil es im Salzburgerischen auch Jahre dauerte, bis die Besitzungen neue Erwerber fanden. Mit der Zeit und nach dem Generationswechsel fanden sich dann die Salzburgerfamilien in ihrem neuen Vaterland zurecht und wurden mehr und mehr heimisch.

Seitens des preußischen Königs und nachverordnet bis in das Retablissement Gumbinnen hinein ist immer versucht worden, die Ansetzung der Siedler zu fördern und die angesetzten Siedler wirtschaftlich zu festigen; so stellte der König für Rodungsarbeiten, um wüstes Land urbar zu machen, damals 20 000 Taler zur Verfügung. 1733 wurden 300 Bauernstellen besetzt; die Siedler erhielten 1–2 Hufen Landes, wobei die kölmische Hufe nach heutigem Maß 68 vha groß war; zu den Bauernstellen wurden ihnen 2 Pferde und 2 Ochsen mit Pflug und nötigen Ackergeräten und das notwendige Saatkorn gegeben. Es gab auch kleinbäuerliche Stellen von einer halben Hufe mit dem nötigen Inventar ausgelegt. Die angesetzten Siedler waren nach kölmischem Recht freie Bauern und für einige Jahre von Abgaben freigestellt. Aus den Hufenschoßprotokollen wissen wir, daß damals auf den adligen und kölmischen Gütern die Dreifelderwirtschaft vorherrschte und an Feldfrüchten Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Erbsen, Bohnen, Buchweizen und Lein angebaut wurden. In einer Aufstellung vom 12. 10. 1741 wird erstmalig erwähnt, daß der Salzburger Mathis Astekker im Salzburger Spital in Gumbinnen einen kleinen Scheffel Kartoffeln verteilt habe. Astekker war in Motzkuhnen angesetzt und dürfte einer der ersten Anbauer von Kartoffeln dort gewesen sein, die zuerst in Hausgärten gepflanzt wurden. Beide ersten Preußenkönige haben den Kartoffelanbau gefördert, und die salzburgerischen Siedler waren wirtschaftlichen Neuerungen gegenüber aufgeschlossen. Schon 1735 bestand in Gumbinnen ein Salzburger Hospital für Kranke und Alte, die Salzburger Kirche dort bildete einen religiösen Mittelpunkt und die Salzburger Anstalt in Gumbinnen hat über

die Salzburger Versammlung viel zu einem kulturellen Zusammenhalt getan.

Auch heute noch besteht der „Salzburger Verein e. V.“, gegründet 1911, als Vereinigung der Nachkommen salzburgischer Emigranten in Ostpreußen und die Stiftung „Salzburger Anstalt Gumbinnen“, beide mit dem Sitz in 4800 Bielefeld 1, Postfach Nr. 7206. Die Stiftung hat das Ziel, in geeigneter Weise eine Heimstatt für alte Ostpreußen Salzburger Herkunft zu errichten.

Die Landesregierung in Salzburg hat vor über 20 Jahren eine Patenschaft für den Salzburger Verein und seine Mitglieder übernommen und übt diese in sehr tätiger Weise aus. Soeben aber hat die Landesregierung in Salzburg diese Patenschaft auch auf die Nachkommen der salzburgischen Emigranten, die 1732 nach Holland und in die USA ausgewandert sind und heute in Zusammenschlüssen der „Salzburger Emigranten Nederland“ und der „Georgia Salzburger Society“ erfaßt sind, erweitert.

So besteht heute ein vielseitiger Kontakt der nachgeborenen Salzburger zu dem Salzburger Land, als Heimat ihrer 1732 um ihres evangelischen Glaubens willen ausgetriebenen Ahnen.

Matthias Hofer

Papachens Kur hat „Folgen“

Das Kuren ist heutzutage ein verbreitetes „Übel“. Nur wer wirklich nicht bereit ist, seine bessere Hälfte allein zu lassen, scheint sich intakt genug zu fühlen, auf eine derartige „Aufmunterung“ verzichten zu können, oder wagt es, seinem in dieser Hinsicht interessierten Ehegefährten den gravierenden Effekt einer Kur auszureden.

Wenn einer oder der andere Partner dennoch findet, daß der übrige Teil der Familie selbständig genug ist zu seinen Gunsten vier Wochen ohne ihn auszukommen, und die halbwüchsigen Kinder noch dafür plädieren, weil sie sich bei der Anwesenheit

nur e i n e s Erziehungsberechtigten einige Freiheiten mehr ausrechnen, dann, Schicksal, nimm deinen Lauf!

Bei der Familie Rimkus sah das so aus:

Nach längerem Hin und Her war man übereingekommen, daß Papachen eine derartige Förderung nötig hatte. Also wurde eine Kur beantragt. Die Genehmigung kam, und Papachen fuhr mit den besten Vorsätzen und dem Versprechen, bei regem Kontakt mit Daheim, das Alleinsein zu meistern.

Doch kaum hatte der fast zwei jahrzehntelang brave, stets gegenwärtige Familienvater seinen Fuß aus dem roten Omnibus auf den grauen Boden des ihm laut vorher beschafften Prospektes soviel Aufschwung verheißenden Ortes gesetzt, war die Welt nicht mehr die alte. Die von der strapaziösen Anreise körperliche Abgespanntheit wie die durch Mutтчens Abschiedstränen ausgelöste Unausgeglichenheit seines Gemütszustandes verloren sich blitzartig bei dem auf ihn gerichteten ausdrucksvollen Blick der ca. fünfundvierzigjährigen Schönen im wadenlangen enggegürteten Persianermantel und hochhackigen giftgrünen Stiefeln. Sie stand da, als habe sie auf ihn gewartet, und in ihrem üppigen, kastanienbraunen Haar reflektierte das Sonnenlicht.

Wieviel graue Strähnen das Kastanienbraun in diesem Haar verbarg, erfuhr Papachen nie; denn die Dame achtete sorgsam darauf, daß hier während der Kurzeit die Tönung ganz regelmäßig erfolgte und nicht der kleinste Ansatz sichtbar wurde.

Ob nun Haar und Frisur ausschlaggebend waren, bleibt dahingestellt, jedenfalls nannte Karl Rimkus diese Dame schon an seinem dritten Kurtag zärtlich „Ponylein“, und sie ihn „Schnuckelchen“. Und daß er bei den abendlichen Ferngesprächen von seinen Lieben daheim Papachen genannt wurde, behagte ihm nach fast zwanzig Jahren zum erstenmal nicht.

Zum Glück wußte sein Hildchen das nicht bzw. ahnte es nur. Ganz verleugnen konnte er es nicht. Sie bemerkte sowohl die sonderbare Hektik während dieser Telefonate als auch die veränderte Stimmlage ihres Mannes.

Mamachen wußte ganz genau: Papachen hatte es erwischt! Und ebenso genau wußte sie auch, daß dagegen kein Kraut gewachsen war. Sie fragte sich nur, was da zu tun sei. Und sie beschloß zunächst einmal, ihm nicht mehr zu schreiben. Doch das, so sagte sie sich, nahm er vielleicht in jenem „Zustand“ gar nicht wahr. Sie tat deshalb ein weiteres. Sie ließ sich bei den abendlichen Anrufen jetzt oftmals verleugnen. Und siehe da, diese Reaktion war für Papachen tatsächlich ein Anlaß, seine Gedanken wieder ein wenig mehr auf Daheim zu richten. Hinzu kam noch, daß das erste Feuer der Kurschattenliebe zwischenzeitlich sowieso schon ein wenig verflackert war; denn Papachen mißfiel allmählich doch sehr, daß die Kastanienbraune noch nie die geringsten Anstalten gemacht hatte, ihre bestellten Spezialitäten selbst zu bezahlen. Und diese waren nicht billig! — Das „Ponylein“ wußte, was schmeckt!

Den eigentlichen Schock aber bekam Papachen erst nach der Rückkehr von seiner Kur, in dem Moment nämlich, als Mamachen mit Überzeugung erklärte, daß nunmehr auch sie entschlossen sei, eine Kur zu machen.

Jetzt, da sie sehe, wie „aufgeblüht“ er sei, fiebere sie diesem Zeitpunkt förmlich entgegen. Außerdem fände sie, es sei ihr gutes Recht, nach all den Jahren Gebundenheit an die Familie auch einmal an sich zu denken.

Papachen wußte nicht, was er sagen sollte. Er war wie aus den Wolken gefallen bei soviel Entschlossenheit seines sonst so rücksichtsvollen, fügsamen Hildchens. Wie hätte er diese Begeisterung auch eindämmen sollen, nachdem er selber ihr seine Kur in den rosigsten Farben geschildert hatte. Und auch die Möglichkeit Hildchen zu begleiten war ausgeschlossen, da er selber seine Kur ja gerade hinter sich gebracht hatte. So blieb ihm nichts anderes übrig, als Mamachens Wunsch zu akzeptieren, so schwer es ihm angesichts des Bildes, das er sich selber gemacht hatte, auch fiel.

Und Mamachen — — — fuhr eines Tages wirklich!

Hannelore Patzelt-Hennig

Terminübersicht

über unsere heimatlichen Veranstaltungen 1976

a) **Pfingsten (5. und 6. Juni) 1976**

Bundestreffen der Landsmannschaft Ostpreußen
in Köln (Messehallen)

b) **5. September 1976**

Patenschaftstreffen der Ragniter in Preetz,
„Drillers Gasthof“

c) **11. und 12. September 1976 „Tag der Heimat“**

Patenschaftstreffen der Trappener in Schönberg

d) **18. und 19. September 1976**

Kreistreffen der drei Tilsiter Heimatkreise in
Wanne-Eickel im Volkshaus Röhlinghausen

Weitere genauere Einzelheiten erbitten wir zu gegebener Zeit aus dem Ostpreußenblatt zu entnehmen.

Heimatliche Literatur

Neuerscheinungen:

a) **„Kirchspiel Sandkirchen (Wedereitischken)“**

Von Walter Broszeit, herausgegeben von der Kreisgemeinschaft
Tilsit-Ragnit.

Diese von dem Verfasser erstellte Chronik behandelt in 33 Abschnitten u. a.: Geschichtlicher Überblick, Besiedlung und Gründung des Kirchspiels, öffentliche und private Einrichtungen, Einzelbeschreibungen aller 13 Gemeinden mit Ortsskizzen und Einwohnerverzeichnissen (Eigentümer und Gedenktafeln), Sitten und Bräuche, Beiträge über heimatliche Begebenheiten, Vertreibung der Kirchspielsbewohner.

Diese Chronik bieten wir zum Preis von 18,— DM je Exemplar (einschl. Porto und Verpackung) an.

b) **Postkartenserie Tilsit-Ragnit**

mit ansprechenden Motiven aus unserem Heimatkreis (vgl. Titelblatt).

Die gesamte Serie mit 6 Aufnahmen ist zum Preise von 3,50 DM incl. Porto gegen Überweisung des Betrages oder gegen Voreinsendung des Gegenwertes in Briefmarken durch uns zu beziehen.

Des weiteren sind nach wie vor aus Restbeständen lieferbar:

„Ragnit im Wandel der Zeiten“,

ein Beitrag zur Geschichte der Stadt an der Memel (mit Stadtplan und zahlreichen Bildern) von Hans-Georg Tautorat (13,50 DM einschl. Porto und Verpackung) und

„Der Kreis Tilsit-Ragnit“,

ein umfassender Dokumentationsbericht über unseren Heimatkreis von seiner Entstehung bis zum Kriegsende 1945 aus der Sicht eines preußischen Landrats, von Dr. Fritz Brix † (10,— DM einschl. Porto und Verpackung).

„RAGNIT“, ein Rundgang durch die unvergessene Stadt an der Memel“ (mit Stadtplan), von Hans-Georg Tautorat, herausgegeben von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit.

Stückpreis: 1,— DM plus Versandporto.

„Land an der Memel“, überzählige Heimatrundbriefe der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit.

Kostenlos (begrenzter Vorrat).

Lieferung erfolgt grundsätzlich erst nach Voreinsendung bzw. Überweisung des jeweiligen Kaufpreises. Nachnahmesendungen können wir wegen der mit dem Versand verbundenen Mehrarbeit leider nicht ausführen.

Für Bestellungen und Nachbestellungen aller hier aufgeführten Kreisliteratur und der Postkartenserien genügt die Einzahlung des angegebenen Preises auf das Konto der

Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit

Konto-Nr. 31 005 bei der Kreissparkasse Lüneburg.

unter Angabe des gewünschten Buchtitels oder der Postkartenserie.

Die Erlöse aus dem Verkauf der Literatur, der Postkartenserien und eingehende Spenden werden zur Finanzierung unserer weiteren heimatpolitischen Arbeit verwendet.

Für Spenden und Beträge, die über die Kaufpreise der Bestellungen hinausgehen, sagen wir herzlichen Dank im voraus.

(Vom Weiterversand in die DDR bitten wir abzusehen, um unsere dort wohnenden Landsleute nicht zu gefährden.)

Mit freundlichen Grüßen in heimatlicher Verbundenheit
Ihre **Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit**

Was wissen wir noch über die Post in unserer Heimat?

Verfolgt man die Berichte über unsere Heimat, etwa im Ostpreußenblatt oder in den Heimatbriefen, so muß man ihre große Zahl und ihre Vielseitigkeit anerkennen. Berichte über Land und Leute, aus dem Schul- und Vereinsleben, über Fest- und Feiertage mit ihren Sitten und Gebräuchen – das sind Beispiele für die bunte Vielfalt an Sachen und Personen, die vor dem Leser ausbreitet wird.

Um so bedauerlicher ist es, daß dabei die postalischen Verhältnisse und Ereignisse sehr kurz wegkommen. Sicher ist die Mehrzahl der historisch interessanten Unterlagen darüber verlorengegangen oder heute nicht mehr zugänglich. So dürfte das Erarbeiten einer einigermaßen vollständigen und zuverlässigen Geschichte der Post sehr langwierig und mühevoll sein. Deshalb ist es um so wichtiger, das noch Vorhandene an Unterlagen und an Wissen zu bewahren.

Alle Postler und ihre Angehörigen, die noch aus eigenem Erleben und aus eigener Kenntnis zu diesem Thema beitragen können, sind zur Mithilfe aufgerufen. Wer hat noch schriftliche Unterlagen und Erinnerungsstücke, z. B. Fahrpläne, Fernsprechbücher, Landkarten, Akten, Urkunden, Schreiben, Bücher und Zeitschriften? Ebenso sind Ansichtskarten (etwa von Betriebsausflügen) und Berzeitungen, Zeitungsausschnitte und Fotos wertvolle Materialien. Aber auch aus der Erinnerung angefertigte Niederschriften über eigenes Erleben, über Namen von Kollegen, über besondere Ereignisse bei den Postdienststellen, auf der Flucht usw. sind wichtig. Sofern – etwa bei Urkunden – der Eigentümer die Erinnerungsstücke behalten möchte, können Fotokopien oder Auszüge angefertigt werden, so daß der Einsender die Originale zurück erhält. Es sind alle die, die in ihrer Erinnerung mit unserer Heimat und mit ihrer Post verbunden sind, um Mitarbeit gebeten. Zuschriften können gerichtet werden an

Gerhard Brandtner
5300 Bonn-Beuel 1
Broichstraße 54.

Über die Ergebnisse der Umfrage und der sonstigen Nachforschungsarbeiten soll – je nach dem Umfang und der Bedeutung des Materials – von Zeit zu Zeit hier oder im Ostpreußenblatt berichtet werden.

In unserer Redaktion gingen ein:

Ostpreußen im Bild

Mit Kalendarium 1976, Verlag Rautenberg, 2950 Leer (Ostfriesland)
Man kann sich keinen heimattreuen Ostpreußen denken, der die Gelegenheit vorübergehen läßt, diesen bekannten und immer wiederkehrenden Jahresbegleiter zu erwerben. Gar zu gern werden die als Postkarten verwendbaren Ansichten dazu benutzt, um vertrauten Heimatseelen einen Ostpreußengruß zu übersenden. Die Tilsit-Ragniter werden im besonderen an den Abbildungen: Trakehner auf der Weide, Kurenkähne im Hafen, Ragnit aus der Vogelperspektive, Remontemarkt in Tilsit und Ostpreußisches Jagdmuseum in Lüneburg interessiert sein.

So schabberten wir to Hus

Von Rudolf Becker, Verlag Rautenberg, 2950 Leer (Ostfriesland), kartoniert 14,80 DM.

Der Verlag setzt damit die erfolgreiche Buchreihe „Ostpreußisches Mosaik“ fort. In ihr sind bisher 4 Abhandlungen vereinigt. Von vornherein wird darauf aufmerksam gemacht, daß es sich in dem Band um keine Anekdoten oder Humoresken handelt. Vielmehr bringt das sehr nützliche Büchlein fachkundliche Erklärungen heimatlicher Sprachausdrücke hinsichtlich Herkunft und Bedeutung. Einstmals trug ein Mosaik von Mundarten der bodenständigen und der einwandernden Bevölkerung dazu bei, die ostpreußische Spracheneigenart zu prägen. Den nach 1945 außerhalb der Heimat lebenden Ostpreußen sind im Laufe der Zeit leider schon so manche Heimitausdrücke fremd geworden. Wer sich in das spezifisch Ostpreußische, der Mundart der Heimat und der Jugend, wieder richtig hineinfinden will — und wer möchte das nicht? — der greife zu Beckers Werk „So schabberten wir to Hus“.

Max Szameitat

Spenden — deren Höhe Ihnen überlassen bleibt — können laufend auf das Konto der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit bei der Kreissparkasse Lüneburg Nr. 31 005 überwiesen werden; auch Verrechnungsschecks der Banken und Sparkassen werden dankbar entgegengenommen.

-
- Herausgeber:** Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit in der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.
Kreisvertreter: Matthias Hofer, 2301 Mielendorf über Kiel
Schriftleitung: Gert-Joachim Jürgens, 3140 Lüneburg, Schillerstraße 8 I r., an welchen auch Einsendungen für den Rundbrief zu richten sind.
Druck: Hermann Sönksen, Druckerei u. Verlag, 2320 Plön, Postfach 9
Auflage: z. Z. 4500 Exemplare